

NICOLE DEESE

Wir treffen uns
zwischen den
Zeilen *wieder*


Francke

KAPITEL 1

Pling, pling, pling. Die blutrot lackierten Fingernägel unserer Programmleiterin tippen gegen ihre Porzellantasse und mit jedem Mal verrinnt eine weitere der kostbaren Sekunden, die mich noch vom endgültigen Ende meiner Karriere trennen. Dummerweise gibt es nur einen Menschen, der mich jetzt noch retten könnte, doch der schiebt in diesem Moment sein Fahrrad mit plattem Hinterreifen durch die regennassen Straßen von San Francisco.

Unter dem Konferenztisch spiele ich an dem Ring mit dem schwarzen Meerglas herum, der an meinem rechten Zeigefinger steckt. Ich wünschte, darin wäre ein Sender versteckt, der mir die geschätzte Ankunftszeit meines Assistenten mitteilen würde. Am bestem etwa so: *Hab's geschafft, bin gleich da!*

Stattdessen leuchtet mein Handydisplay auf und ich lese zu meinem Entsetzen: *Kannst du sie noch zehn Minuten hinhalten?*

»Du bist dran, Ingrid«, sagt SaBrina Hartley, wobei sie es schafft, die beiden Silben meines Namens so in die Länge zu ziehen, dass daraus drei werden. Diese Kunst hat sie perfektioniert, seitdem sie vor neun Monaten zu unserer Programmleiterin befördert wurde – genau wie ihre Reden über die Wichtigkeit, ausschließlich etablierte Autoren mit einer professionellen Webpräsenz unter Vertrag zu nehmen. »Bist du so weit?«

Das ist natürlich eine rhetorische Frage. Kein Mensch würde es wagen, SaBrina irgendetwas anderes zu melden als seine uneingeschränkte Einsatzbereitschaft.

»Ähm, ja. Natürlich.« In der verzweifelten Hoffnung, dass Siri meine wachsende Panik spürt und einen Plan zu meiner Rettung entwirft, deponiere ich mein Smartphone mit dem Display nach oben auf dem Tisch. Doch leider geschieht nichts dergleichen. Ich merke, wie mir immer heißer wird, während ich die Hülle mei-

nes iPads aufklappe und auf die Notizen zu einem Roman starre, über den ich nicht viel mehr weiß, als dass er auf zwei Zeitebenen spielt. Keine gute Voraussetzung, um ihn auch nur einigermaßen erfolgreich vorzustellen.

Über unser Herbstprogramm wird auf zwei zentralen Konferenzen entschieden und die Vorbereitung dieser Sitzung hier hatte ich Chip übertragen, dem jungen, begeisterungsfähigen Lektoratsassistenten, den ich seit seinem letzten Colloquium unter meine Fittiche genommen habe. Er dürfte auch der Grund dafür sein, dass ich immer noch über ein Eckbüro verfüge, mich Lektorin nennen und die Projektakquise leiten darf. Während ich mich bemüht habe, alles Wichtige für die Vertreterkonferenz am Ende des Monats zu erledigen, hat Chip die Unterlagen für heute zusammengestellt. Er hat das Manuskript geprüft, das wir eigentlich gemeinsam präsentieren wollten, und Vergleichstitel dazu herausgesucht; nur er kann daher SaBrinas Kreuzverhör mit all ihren Fragen nach Autorin und Projekt standhalten. Um ehrlich zu sein, habe ich es nicht geschafft, mehr als die ersten drei Kapitel des Buchs zu lesen.

Und leider ist es kein Geheimnis, dass es schon eine ganze Weile her ist, dass ich meine letzte Unterschrift unter einen Autorenvertrag gesetzt habe. Genauer gesagt: Das war vor neun Monaten und sechsundzwanzig Tagen.

Ich streife mir die dunkle Haarlocke, die meine Sicht behindert, hinters Ohr und schaue die Regale an der unverputzten Ziegelwand entlang, die unseren Tisch einrahmen. Sie quellen fast über von Urkunden, Plaketten und den international erfolgreichen Fantasyromanen, auf die sich die meisten dieser Auszeichnungen beziehen. Der unglaubliche Verkaufserfolg, den sie uns beschert haben, hat unser mittelständisches Verlagsunternehmen vor etwa fünf Jahren in nie gekannte Umsatzdimensionen katapultiert. Ihr Anblick fährt mir jedes Mal wie eine brennende Harpune durch den Brustkorb. Deshalb wende ich meine Aufmerksamkeit auch jetzt schnell wieder dem halben Dutzend humorloser Gesichter

am Tisch zu. Kaum zu glauben, dass *das hier* früher zu meinen monatlichen Highlights gezählt hat. Das war, bevor SaBrina von einem unserer New Yorker Imprints hierher gewechselt ist und mein Hirn nach einer Art Kurzschluss entschieden hat, meine Leistungsfähigkeit lieber mal um einiges herunterzufahren. Unter der ehemaligen Verlagsleitung waren diese Meetings immer eine willkommene Abwechslung zum Kreislauf der gleichen alltäglichen Aufgaben des Büchermachens. So etwas wie ein geschützter Raum fürs Ideen-Ping-Pong. Wir haben über die exotischen Kaffeevarianten, die wir uns bestellten, gelacht und den neusten Gossip aus San Francisco geteilt. Heute dagegen dürfte die Atmosphäre schon fast mit der Stimmung in Alcatraz vergleichbar sein.

Angestrengt tippe ich auf meinem iPad herum und vertiefe mich in den Text, den Chip in meinem Namen rundmailen musste, weil ich mit besagter Vertreterkonferenz beschäftigt war, an der ich – wie es im Moment aussieht – gar nicht mehr werde teilnehmen können.

Ich räuspere mich, drehe den Ring auf die Innenseite meines Fingers und balle die Faust, sodass ich das kalte Meerglas in meiner Handfläche spüre.

»*Der Mond über Sutter's Mill*«, beginne ich und bemühe mich um einen möglichst professionellen, selbstsicheren Tonfall, »spielt auf zwei Zeitebenen. Die Geschichte hat aus meiner Sicht sehr spannende Alleinstellungsmerkmale. Da ist zum einen der Schauplatz: das berühmte Sägewerk in den Ausläufern der Sierra Nevada, wo 1848 Gold entdeckt wurde.« Ich atme tief durch, krame verzweifelt in meinem Gedächtnis nach dem einen oder anderen Detail zur Handlung, das Chip mir verraten hat, und überfliege seine Notizen. Hastig raffe ich zusammen, was die Zusammenfassung an Informationen hergibt, und werfe mit Fachbegriffen um mich wie eine Zauberkünstlerin, die ihr Publikum mit Taschenspielertricks zu beeindrucken versucht. Ich erzähle etwas von einer generationenübergreifenden Familienfehde, von

gut gehüteten Geheimnissen, Skandalen und einer verbotenen Liebe à la Romeo und Julia.

»Doch wahrscheinlich«, lese ich schließlich direkt aus Chips Dokument vor, »ist das Interessanteste an dem Ganzen, dass es sich bei der Autorin, Mary B. Jepsen, um eine entfernte Nachfahrin der im Buch dargestellten Familie Sutter handelt.«

Mein Blick in die Runde lässt mich nichts Gutes erahnen. Ich warte ein, zwei Augenblicke ab, auch wenn ich aus Erfahrung weiß, dass mir das nicht die Zeit verschafft, die ich brauche, um die mentale Erschöpfung, die mich gerade befällt, zu überspielen. Unglücklicherweise ist Zeit generell ein Luxus, der mir nur selten zur Verfügung steht.

»Ist das auch der Grund dafür, dass ihrer Vita keine Bibliografie ihrer bisherigen Werke angefügt ist – weil sie einzig und allein mit ihrer Verbindung zu entfernten, lange verstorbenen Verwandten punkten kann?«

Leider finde ich auf die Schnelle nicht, wo Chip ihre Social-Media-Kanäle vermerkt hat, und so, wie ich schon auf den ersten Seiten der meisten Romane vorhersehe, wie sie ausgehen, so genau weiß ich, was SaBrina als Nächstes von sich geben wird.

»Ingrid, wie ich bereits mehrfach betont habe, möchte ich so selten wie irgend möglich das Debüt einer unbekanntenen Person auf dem Markt platzieren müssen – viel zu viel Risiko für einen in den meisten Fällen viel zu geringen Gewinn. Fog Harbor Books ist nur an der Zusammenarbeit mit Schreibenden interessiert, die sich bereits eine Autorenmarke aufgebaut haben.« Sie lässt das theatralische Seufzen hören, das Chip genauso gerne nachäfft, wie er das B im Namen unserer Chefin überbetont. Schenkt man den Gerüchten Glauben, dann schreibt sie sich erst seit ihrem Wechsel zu uns *SaBrina* – als ob sich mit einem zweiten Großbuchstaben im Namen die berufliche Schlagkraft erhöhen würde.

»Ein großer Autorenname bedeutet einen großen Leserkreis, was wiederum gleichzusetzen ist mit hohen Bestellzahlen, mit Sichtbarkeit, mit verkaufsfördernden Platzierungen auf Bestsel-

lerlisten.« Ihr Blick fällt wieder auf mich. »Nicht die tolle Story sorgt für den Verkauf eines Buches, sondern der Bekanntheitsgrad der Person, die es geschrieben hat.«

Ich knirsche mit den Zähnen. In mir regt sich Widerspruch, der so heftig ist, dass er fast meine zusammengepressten Lippen sprengt. Vor gar nicht allzu langer Zeit hat Fog Harbor Books eine unbekannte Autorin publiziert, von deren Buch eine ganz bestimmte Lektorin restlos begeistert war. Und zwar so sehr, dass die ihre Karriere aufs Spiel gesetzt hat, als sie ihren Verlagsleiter bestürmte, dem Roman eine Chance zu geben. Doch das behalte ich für mich. Zum einen, weil die Geschichte, wie ich Cecelia Campbells Manuskript auf Barry Brinkmans Schreibtisch geschmuggelt habe, allen hier genauso bekannt ist wie die Tatsache, dass wir mit der Autorin daraufhin einen Vertrag über die Publikation von fünf Büchern geschlossen haben. Zum anderen, weil es immer noch wehtut, in der Vergangenheitsform über meine Freundin zu sprechen.

Hektisch versuche ich, mich zu erinnern, weshalb Chip so felsenfest überzeugt war, dass gerade Mrs Jespersens Roman ein großer Erfolg werden kann. Doch mir will nichts mehr einfallen. Also muss ich versuchen, mit dem, was ich über die ersten zwei Kapitel weiß, über die Runden zu kommen.

»Mary B. Jespersens Schreibstil zeugt von Lebenserfahrung und hat eine gewisse Bissigkeit, die ihn besonders macht. Sie hat ein herausragendes Gefühl für Ort und Zeit. Die Spannung, der Konflikt, in dem die Protagonisten stehen, entfaltet sich schon in den ersten Sätzen des jeweiligen Handlungsstrangs. Das ist in Romanen mit zwei Zeitebenen eher selten der Fall. Besonders beeindruckt hat mich die Gegenwartsebene. Auch die Figur der Urenkelin, der Protagonistin, die ja wirklich gelebt hat, und das Erbe, das sie ...«

»Noch mal, Ingrid – egal wie gut die Story sein mag, die du uns hier vorstellst, es ändert nichts an der Tatsache, dass Jespersen bisher keine Erfolge vorweisen kann.« SaBrina hebt genervt

ihre perfekt gezupften Augenbrauen. Da sie sich sehr trend- und markenbewusst kleidet und schminkt, ist es schwer, ihr Alter zu schätzen. Anhaltspunkte liefern nur ihre Laufbahn, denen nach sie auf die vierzig zugehen dürfte.

Barry hat ihr zu einer Zeit das Zepter übergeben, als man eine gute Arbeitsmoral der Mitarbeitenden noch genauso im Blick hatte wie den beunruhigenden Abwärtstrend der Buchverkaufszahlen. Damals dachte ich, er sähe etwas ganz Besonderes in ihr so wie Jahre zuvor in Ceces Texten. So wie auch in mir. Heute aber bin ich überzeugt, was immer es auch war, das Barry und die Mitglieder des Vorstands in SaBrina sahen, als sie sie zu unserer neuen Chefin machten, nur das war, was SaBrina sie sehen lassen wollte. Letzten Endes denkt sie in allen Belangen strategisch.

Mit einem Ruck schiebt SaBrina ihren Stuhl zurück und erhebt sich, beneidenswert elegant in ihrem dunklen Bleistiftrock und den hochhackigen Schuhen. Während sie zu dem Regal mit den Bestsellern stolziert, spüre ich, wie mein Puls mit jedem Schritt, den sie tut, schneller wird.

Sie bleibt vor einer gerahmten Fotografie stehen, die ich ebenso gut kenne wie die Bücher, die sie zu beiden Seiten flankieren. Die Frau, die den Betrachter durch das Glas hindurch anlächelt, steht auf einer Bühne, die größer ist als alle Podien, die sie je zuvor betreten hat, und hält eine Urkunde in die Kamera, die sie als »Lektorin des Jahres« auszeichnet. Ihre rubinroten Lippen sind farblich genau auf ihr zauberhaftes, bodenlanges Kleid abgestimmt, das ihre Figur so vollendet umschmeichelt, als sei es maßgeschneidert. Der Schimmer, in den die Scheinwerfer ihr langes schwarzbraunes Haar tauchen, bringt die Bernsteinsprenkel ihrer dunklen Augen und den natürlich gebräunten Teint ihrer bloßen Schultern perfekt zur Geltung. Angesichts des überragenden Erfolges, den die Bücher ihrer besten Freundin hatten, war das Ergebnis dieser Preisverleihung für die Lektorin, die auf dem Foto so sympathisch lächelt, keine Überraschung gewesen, genauso wenig wie für den Verlag, den sie repräsentiert. Doch drei Jahre

und zwei überraschende Plottwists im Drehbuch meines Lebens später kann ich kaum glauben, dass die Frau auf dem Foto dieselbe sein soll wie die, die mir heute Morgen aus meinem Badezimmerspiegel entgegengeblickt hat.

Als SaBrina ihren Blick wieder auf mich richtet, ist klar, dass sie mich gerade ebenfalls mit der früheren Ingrid vergleicht.

Seit dem dunklen Tag im September habe ich kein einziges Manuskript mehr geliefert, das ihre Zustimmung gefunden hätte. Natürlich halte ich mich an den ungeschriebenen Büro-Dresscode. Ich style meine Haare mit Bändern und Klammern. Ich lege Rouge auf, betone meine Wimpern mit Mascara und nutze den gleichen Lippenstift wie schon seit Jahren. Doch egal, wie intensiv ich auch versuche, den Schatten der Trauer zu übertünchen – er lässt sich nicht wegretuschieren.

Meine Nerven beginnen zu flattern, als SaBrinas Hände die *Nocturnal-Hearts*-Romane berühren. Aufreizend lässig tippt sie auf jeden einzelnen Titel der epischen Fantasy-Reihe: *The Pulse of Gold*, *The Keeper of Wishes*, *The Art of Thieves* und *The Twist of Wills*. Gedankenverloren hält sie inne und streicht mit dem Zeigefinger über den Rücken des vierten Bandes, dessen offenes, unverschämt spannendes Ende in den Medien wie im Netz beinahe genauso heftige Reaktionen ausgelöst hat wie die Nachricht vom plötzlichen und tragischen Tod der Autorin.

Unwillkürlich muss ich an die Widmung denken, die Cece diesem Band vorangestellt hat:

Joel – liebster Cousin, möge dir diese Widmung als Erinnerungsstütze dienen, dass du mir immer noch den Brombeersaft schuldest, um den wir gewettet haben, bevor ich dich beim Radrennen zum Leuchtturm geschlagen habe.

Es gibt eine Zeugin. Vergiss also nicht, deine Schulden zu begleichen.

Und auf einmal, einfach so, sehe ich uns drei zusammen vor mir – siebzehn Jahre alt und erfüllt von jenem sorglosen Leichtsinn Jugendlicher, den Erwachsene so fürchten. Der Seewind fährt durch unsere Haare und lässt unsere Shirts flattern. Wir jagen auf unseren Rädern bis zum Fuß des Hügels und dann geht es steil bergauf. Cece und Joel liefern sich ein Kopf-an-Kopf-Rennen zur Spitze der felsigen Klippe, als Joel plötzlich bremst. Schon ist Cece außer Sicht und lässt uns auf dem menschenleeren Strandweg zurück. Joel wendet, fährt an mir vorbei, zwinkert mir über die Schulter zu und rollt wieder bergab, während ich ihm auf meinem gebraucht gekauften Rad hinterherhole, dass der Rost nur so rieselt. Als ich ihn einhole, ist er immer noch völlig außer Atem. Sein Lächeln aber hat er nicht verloren und es raubt mir wiederum den Atem. Joel hat etwas an sich, so eine beruhigende Ausstrahlung auf alle in seinem Umfeld, egal, wo er hinkommt. Als ob Angst für ihn ein Fremdwort wäre oder etwas, an dessen Existenz er zweifelt.

Kaum sind wir unten angelangt, greift er nach meinem Lenker und steuert unsere Räder näher aneinander. Sein Arm streift meinen, so warm wie die Nachmittagssonne, die endlich durch die Wolken bricht. *»Cece soll ihren Sieg ruhig auskosten. Es gibt nur einen Gewinn, der für mich zählt, und das sind ein paar Minuten allein mit dir.«*

SaBrinas Stimme lässt das leise Kribbeln, das die Erinnerung geweckt hat, augenblicklich verschwinden und reißt mich zurück in diese Sitzung, in der ich sie für ein Buch zu begeistern versuche, das ich selbst noch nie gelesen habe. Zurück in dieses Leben, das ich mir von Grund auf neu aufbauen musste, nachdem alles, was ich dafür gewollt hatte, ins Meer hinausgespült worden war.

»Das hier, Leute«, SaBrina hält Ceces letztes Buch empor, »das ist die Gans, die goldene Eier legt. So etwas suchen wir. Hört auf, nach irgendwelchen möglichen neuen Trendsettern Ausschau zu halten. Konzentriert euch auf die Genres und Zielgruppen, die

sich bewährt haben. Cecilia Campbells Fans warten sehnsüchtig auf neuen Lesestoff.«

Ihre Worte nagen an mir.

»Eure Aufgabe ist es, jemanden zu finden, der sich bereits einen Namen gemacht hat und die Lücke ausfüllen kann, die sie hinterlassen hat«, legt sie noch eins drauf.

»Das ist völlig unmöglich«, protestiere ich mit dem Selbstvertrauen einer Lektorin, die sich nie hätte träumen lassen, einmal einen Therapeuten zu Rate ziehen zu müssen, weil es ihr in ihrer Trauer kaum noch gelingt, Texte zu erfassen. »Cece war ein Ausnahmetalent! Wie sie geschrieben hat, macht ihr keiner nach. *Niemand* kann ihren Platz einnehmen.«

Nun herrscht fast ehrfürchtiges Schweigen am Tisch. Fester denn je presse ich den Ring in meine Handfläche. Zum vielleicht ersten Mal, seit ich sie kenne, wirkt SaBrina verunsichert. Unbehaglich lässt sie ihren Blick durch die Runde schweifen. Tja, ihr Versuch, uns in herzlose Affen zu verwandeln, die bloß die Erfolgsleiter emporklettern wollen, ist gescheitert. Die Menschen, die bei Fog Harbor Books mit ihren Büchern unter Vertrag stehen, sind nicht bloß Namen auf dem Papier. Und Cecelia Campbell war für uns alle so viel mehr als nur irgendeine Autorin.

»Natürlich nicht. Ich behaupte ja auch nicht, dass sie so einfach ersetzbar wäre«, rudert SaBrina zurück. »Aber Cecelia hat mit ihrer Reihe so viele erreicht. Ihre Fans sind immer noch da. Sie suchen den Nervenkitzel, sie wollen die Figuren durch unglaubliche Gefahren, Intrigen und Abenteuer begleiten. Vor allem aber stehen sie auf Liebesgeschichten, die gegen alle Widerstände gut ausgehen. All das bieten Cecelias Bücher – und zwar altersgruppenübergreifend.« Mit diesen Worten hebt sie *The Twist of Wills* hoch über unsere Köpfe wie Rafiki, der im *König der Löwen* den kleinen Simba in die Luft hält. »Unsere Aufgabe ist es jetzt, ihnen mehr solcher Geschichten zu liefern. Wir müssen das Feuer neu entfachen, das Cecelia mit ihrer alle Verkaufsrekorde brechenden Saga entzündet hat.« Sie schaut von einem zum anderen und

nimmt schließlich erneut mich ins Visier. »Und da wir nach wie vor nicht wissen, wo wir nach dem Manuskript ihres letzten Buches suchen sollen, ist es an uns, ihr Erbe weiterzuentwickeln und der Welt mehr von dem zu geben, was sie uns geschenkt hat – Bücher mit Suchtpotenzial.«

Hier und da ist zustimmendes Murmeln zu hören, doch ich kann mich nicht überwinden einzustimmen. Es mag ja sein, dass SaBrina mitreißende Reden schwingen kann, für das Vermächtnis aber, das Cece denen hinterlassen hat, die sie wirklich kannten, fehlt ihr jegliches Verständnis. In der kurzen Pause, die sich nun anschließt, rufe ich mir ins Gedächtnis, dass es hier und heute nicht um Cecelias Bedeutung für die Buchwelt geht, und schon gar nicht darum, wie der Verlag aus seinem aktuellen wirtschaftlichen Tief herauskommt. Heute geht es für mich einzig und allein darum, SaBrina zu beweisen, dass ich immer noch die Lektorin bin, die ein Buch aufspüren kann, das verlagswürdig ist und –

Die Tür zum Konferenzraum schwingt auf und Chip tritt über die Schwelle. Auch im regendurchnässten Zustand zieht er mit seinem spitzbübischen Grinsen und den braunen Teddyaugen sofort alle Aufmerksamkeit auf sich. Mit einem dicken Stapel Papiertaschentücher in der Hand steuert er den freien Platz neben mir an. Eilig wischt er sich über Gesicht und Haare, während seine Halbschuhe eine dunkle Spur auf den grauen Teppichboden stempeln. Seine Umhängetasche, die er diagonal über Brust und Rücken geschultert trägt, scheint zum Glück wasserdicht zu sein.

Von einem jungen Mann mit dem schönen Namen Chadwick Knightly Stanton der Dritte erwartet man automatisch die tadellosen Manieren, die Chip zeigt, als er seinen Kopf neigt und sein Bedauern äußert: »Bitte entschuldigt meine Verspätung! Etwa zehn Blocks von hier hatte mein Rad einen Platten, weshalb ich meinen Zug um lächerliche sechs Sekunden verpasst habe. Und ob ihr es glaubt oder nicht – den Wolkenbruch hatte ich eigentlich ganz gut überstanden, bis ein Lieferwagen direkt neben mir

in ein Schlagloch in der Größe der San Francisco Bay gerauscht ist und mir eine Dusche verpasst hat.« Er beschreibt gestenreich, wie ein Schwall schlammigen Wassers seine helle Hose von der Hüfte bis zu den Knöcheln überzogen hat, und genießt die allgemeine Heiterkeit, die er damit auslöst. Ich habe in meinem Leben nur zwei Personen kennengelernt, die die Stimmung in einem Raum innerhalb weniger Sekunden um hundertachtzig Grad drehen können: Chip und Cece.

Er schielt auf mein iPad. »Ich hoffe, ich habe nicht allzu viel von der Diskussion über unseren aktuellen Romanvorschlag verpasst? Mich hat die Story jedenfalls restlos begeistert«, meint er und wirft mir einen aufmunternden Blick zu. »Starke Charaktere und intrigenreiche Familienverwicklungen wie in *Yellowstone* mit der Spannung und Romantik von *Outlander* – mehr musste Ingrid gar nicht dazu sagen. Ich konnte es kaum erwarten, das Manuskript selbst zu lesen. Es stimmt alles: der historische Hintergrund, der wendungsreiche Plot, dazu ein absolut packender Stil. Als die Urenkelin den DNA-Test macht und herausfindet, dass sie mit dem schlimmsten Konkurrenten ihres Urgroßvaters verwandt ist – uff!« Er schüttelt den Kopf und lacht. »Aber bevor ich ewig über den Inhalt schwärme, kommen wir zur Autorin. Ein großes Plus: Sie ist gut vernetzt. Hat Ingrid schon von dem Dokumentarfilm über Mrs Jespersens Großtante und Großonkel berichtet, der zurzeit gedreht wird? Die Autorin wirkt als Sprecherin daran mit.« Sein Grinsen könnte nicht breiter sein, während er das bekannt gibt, was mir einfach nicht einfallen wollte. »Wir könnten uns kein besseres Marketing für diesen Titel wünschen als die Ausstrahlung einer Doku parallel zum Erscheinen des Buches.«

Seitdem Chip meiner Abteilung zugeteilt wurde, verblüfft er mich immer wieder aufs Neue mit seiner Fähigkeit, Menschen dazu zu bringen, an seinen Lippen zu hängen. Und er hat wirklich was zu sagen. Er ist gerade mal vier Jahre jünger als ich, aber angesichts seiner Energie und Lebensfreude komme ich mir vor, als wäre ich dreimal so alt wie er.

SaBrina ringt sich zu einem irgendwie amüsierten Lächeln durch. Für diesen Moment scheint der Bann gebrochen, den sie über die Versammlung gelegt hat, als sich die anderen positiv über einige der genannten Aspekte äußern und die Leseprobe loben, die Chip ihnen vorab geschickt hatte. Nachdem sich meine Gedächtnislücken dank seiner Hilfe wieder einigermaßen geschlossen haben, bin auch ich in der Lage, den einen oder anderen sinnvollen Beitrag zur Diskussion beizusteuern, die sich nun entspinnt. Wäre es doch nur genauso leicht, mein Lesetempo und meine Auffassungsgabe wiederherzustellen!

Zufrieden mit sich und seiner Präsentation, stützt Chip das Kinn auf seine Fäuste und lächelt auf diese beneidenswert optimistische Art.

Erst als unser Projektvorschlag tatsächlich grünes Licht bekommt, löst sich ein Stück weit die Anspannung, die mich seit der unerfreulichen Sitzung letzten Monat im Griff hat.

Die forschenden Blicke, die SaBrina mir während der nächsten anderthalb Stunden immer wieder zuwirft, machen mich nervös und ich habe Mühe, den Vorstellungen der anderen zu folgen. Mehrfach kommt Chip mir zu Hilfe, indem er mich so geschickt in die Unterhaltung einbindet, dass der Eindruck entsteht, wir hätten schon lange vor dem Meeting jeden einzelnen Buchvorschlag ausführlich analysiert.

Nach der abschließenden Zusammenfassung atme ich erleichtert durch und sammle meine Sachen ein, um mich zügig aus der Runde zu verabschieden. Chip ist schon weg und ich will ihm nach. Ich möchte mich unbedingt bei ihm bedanken; immerhin hat er mich wahrscheinlich fürs Erste vor einer beruflichen Hinrichtung bewahrt. Mit Sicherheit finde ich ihn in der Eingangshalle, wo er sich am Schwarzen Brett sein Mittagsmenü aussucht. Gäbe es bei Fog Harbor ein Jahrbuch, dann wäre Chip unangefochtener Sieger in der Kategorie »Beliebteste Lunch-Begleitung«. Paradoxerweise gibt es aber nur eine Person, die ihn in der Pause wirklich interessiert, und das ist die etwas unnahbare

junge Frau mit den rosarot gefärbten Haaren, die als Barista in unserer Kaffeebar in der Lobby arbeitet. Seit Monaten schmachtet er sie nun schon an.

Auf halbem Wege zur Tür hält SaBrina mich auf. »Es gibt da ein paar Dinge, über die wir uns unterhalten müssen. Nach dem Essen schaue ich mal kurz bei dir rein.«

Augenblicklich gefriert mir das Blut in den Adern und ich drehe mich zu ihr um. »Nach dem Es... du meinst heute?«

»Wolltest du auswärts essen gehen?« Sie stellt die Frage völlig emotionslos, weil sie die Antwort schon kennt. Ich esse immer am Arbeitsplatz. Für alles andere habe ich gar keine Zeit.

»Nein.« Ich zwingen mich zu einem höflichen Lächeln und rufe mir ins Gedächtnis, dass ich meinen Platz im Team sehr wohl verdient habe. Auch wenn das letzte Jahr eine Spur der Verwüstung durch mein Herz gezogen hat, bin ich doch immer noch eine gute Lektorin. »Aber wenn es um den Roman von Mary B. Jespersen geht, dann maile ich dir gern das Manuskript, sobald ich wieder in meinem Büro bin. Du kannst auch die Konkurrenzanalyse bekommen und nähere Informationen zu dem Film.«

»Es gibt nichts, was du mir liefern könntest, was ich nicht auch von Chip bekommen könnte.« SaBrina feuert ihre Worte mit der Präzision eines Scharfschützen ins Ziel. »Nimm dir für heute Nachmittag nichts vor.« Sie schiebt ihren Laptop in die Tasche, schiebt sich den Tragegurt über die Schulter und setzt ein Grinsen auf, das sich tief in die Leere meines völlig überforderten Gehirns einbrennt.

Anscheinend wird meine Hinrichtung doch nicht aufgeschoben.

KAPITEL 2

Kaum ist SaBrina aus meinem Sichtfeld verschwunden, kommt Chip um die Ecke und dackelt wie ein folgsamer Welpen an meiner Seite den Korridor entlang. »Auf einer Skala von eins bis katastrophal – wie schlimm war es?«

»Du meinst, bevor du auf der Suche nach einem Badehandtuch aufgetaucht bist?«

»Ja, und es tut mir übrigens echt leid.« Er lacht unbeschwert. »Ein Gutes hat die Sache aber – du hast deine Hinhaltetaktik enorm verfeinert.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.« Die Angst wühlt sich durch meine Eingeweide.

»Und warum nicht?« Chip folgt meinem Blick auf seine dreckige Hose und lässt die Schultern sinken. »Ja, ich weiß. Ausgerechnet heute muss Eugenias Reifen platzen. Wäre sie nicht aus Aluminium und Gummi, könnte man meinen, sie wollte mich aus Eifersucht aufhalten.« Er seufzt in gespielter Verzweiflung über die Schandtats seines Fahrrads, dem er einen so klangvollen Namen verpasst hat. »Korrigier mich, wenn ich falschliege, aber mein Look verspricht heute nicht gerade ›Ein Date mit mir wirst du nicht bereuen‹, oder?«

»Ach Chip.« Auf einmal verstehe ich, warum sein Outfit heute besonders gewählt wirkt und ihn dieser neue Parfümduft umgibt. »Heute wolltest du sie fragen, stimmt's?« Ich schüttele voller Mitgefühl den Kopf. »Oh Mann. Hast du denn keine Möglichkeit, deine Sachen zu wechseln?«

»Abgesehen von Trevin, der mir sicher eine seiner ungewaschenen Trainingshosen anbieten würde – nein.«

Ich rümpfe die Nase. »Nun, darauf würde ich auch nicht unbedingt zurückgreifen.«

Trevin aus der IT-Abteilung ist ein toller Kerl, doch geliebene Sporthosen sind für romantische Missionen wie Chips wenig geeignet. »Ich denke, dann wird es das Beste sein, wenn du doch noch wartest.«

»Leider wahr. Morgen klappt's.« Er nickt entschlossen. »Wie wäre es, wenn stattdessen wir beide zusammen essen und du mir erzählst, was ich heute Morgen verpasst habe? Geht auf mich.«

Seine Einladung erinnert mich wieder an SaBrina, die in Kürze ihren griechischen Salat verzehrt haben dürfte und danach an meine Bürotür klopfen wird. »Tut mir leid, aber heute kann ich nicht. Ich muss mich noch auf eine Besprechung vorbereiten.«

»Was für eine Besprechung denn? Ich habe doch deinen Zeitplan für diese Woche wegen der Vertreterkonferenzvorbereitungen freigehalten.«

Nur noch sechs Türen bis zu meinem Büro. Ich bemühe mich, meine ängstliche Unruhe, so gut ich kann, zu unterdrücken, und antworte hastig: »SaBrina hat ein Treffen mit mir für heute Nachmittag anberaumt.«

»Okay, warum? Wenn sie noch etwas zu *Der Mond über Sutter's Mill* wissen möchte, kann ich ...«

»Es geht nicht um das Buch.«

»Um was geht es dann?«, fragt er mit gesenkter Stimme.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass es unmöglich ist, Chips Aufmerksamkeit von etwas abzulenken, was er wissen will. Deshalb folge ich ihm, als er mit einem Kopfnicken auf eine Nische zwischen der Damentoilette und dem Pausenraum deutet. Früher oder später muss ich ihn sowieso ins Vertrauen ziehen.

Als wir außer Sichtweite der Kollegen sind, lege ich unwillkürlich eine Hand an jene Stelle dicht unter meinem Schlüsselbein. Gedankenverloren streiche ich über das Tattoo, während ich mit einer gewissen Erleichterung den Verdacht ausspreche, der mich schon seit Längerem umtreibt: »Ich bin dir wirklich superdankbar für deine Hilfe, aber ich glaube, sie hat mitbekommen, dass du meine Arbeit machst und mich deckst.«

Er zuckt leicht mit den Schultern, als ob ihn das überhaupt nicht beeindruckt. »Genau dafür werde ich bezahlt. Ich bin *Lektoratsassistent*. Dass ich dich bei der Buchvorstellung unterstützt habe, war selbstverständlich.«

Ich atme tief ein und versuche, mehr wie eine Autoritätsperson aufzutreten, obwohl ich mich gerade so leistungsfähig fühle wie ein Schmetterling in seinem Kokon. »Wir beide wissen, dass ich dir in letzter Zeit sehr viel mehr abverlangt habe, als es mir zusteht. So kann es nicht weitergehen. Das war heute das letzte Mal, dass du mich retten musstest.«

»Du hast mir gar nichts abverlangt, ich habe das alles freiwillig gemacht«, widerspricht er leise. »So wie du vor zwei Jahren einen unerfahrenen Collegeabsolventen, dem hier niemand sonst eine Chance geben wollte, freiwillig zu deinem Assistenten gemacht hast. Ohne dich hätte ich diesen Job nie bekommen.« In seinen Augen funkelt es. »Dir dürfte doch klar sein, dass du nicht einfach jedes Manuskript mit hochgedrehter Audiogeschwindigkeit durch deine Roboter-Vorlese-App jagen kannst. Sonst handelst du dir irgendwann einen Schlaganfall ein.« Er schüttelt den Kopf, als ob das alles nur ein Missverständnis wäre und kein ausgeklügeltes System, nach dem wir seit Monaten zusammenarbeiten. »Ich bin von Natur aus ein Schnelleser und du bist ...«

... *ein gebrochener Mensch*, denke ich, als er abbricht und nach einer passenden Bezeichnung für mich sucht.

»... eine Frau, die einen emotionalen Rückschlag verarbeitet. Hat dir dein Therapeut nicht erklärt, dass sich dieser Nebel in deinem Kopf mit der Zeit lichten wird?«

So hat es Dr. Rogers zwar nicht ausgedrückt, doch eine Nische auf einem Bürokorridor ist kaum ein passender Ort, um derart persönliche Dinge durchzusprechen. Mein Therapeut hat vor allem auf meine Bereitschaft gepocht, an mir zu arbeiten, zurückzugehen an den Punkt, der so schmerzt, und zu lernen, mit der Verlusterfahrung umzugehen, die mir das Lesen so schwer macht. Dann könnte sich mein Zustand bessern. *Könnte*. Er hat

aber keinen Zweifel daran gelassen, dass es bei einem Trauma, wie ich es über einen Zeitraum von fast einem Jahr erlitten habe, keine Heilungsgarantie gibt.

Das ist eine Lebenslektion, die ich längst gelernt habe.

Ich lasse einen Kontrollblick durch die Glaswand über das Dutzend leerer Einzelboxen in dem Großraumbüro im Herzen des Verlagsgebäudes schweifen und wende mich danach wieder Chip zu. »Ich glaube, es ist an der Zeit, ihr zu sagen, was mit mir los ist.«

Mir war immer klar, dass man im Literaturbetrieb ein Problem wie dieses nicht lange geheim halten kann. Dass ich eine Gnadenfrist bekommen habe, verdanke ich einzig und allein Chips Superkräften. Doch jetzt ist sie abgelaufen und ich kann nicht zulassen, dass mit meiner Laufbahn auch seine zu Ende geht. Ich kenne den Überlebenskampf auf hoher See zu gut, als dass ich zulassen könnte, dass Chip mir hinterherspringt, wenn ich schon wild um mich schlage und nach Luft ringe.

»Das kannst du nicht machen!« Die Gelassenheit, die er bisher demonstrativ zur Schau getragen hat, ist von einem Moment auf den anderen wie weggewischt. »SaBrina ist nicht wie Barry.« Er sieht mich an, als hätte ich die letzten neun Monate unter der Herrschaft unserer Verlagsdiktatorin irgendwie verschlafen. »Wenn du ihr eröffnest, dass du den Anforderungen deiner Arbeit aktuell nicht gewachsen bist, dann wird sie dir nicht für deine Aufrichtigkeit danken – sie wird dich feuern! Sie hat schon Teammitglieder wegen viel kleinerer Vergehen auf die Straße gesetzt. Denk allein daran, wie oft die Person am Empfang schon gewechselt hat.«

Auch wenn ich genau weiß, dass er richtigliegt, bleibt mir keine andere Wahl. Irgendwann im Verlauf der nächsten Stunde wird SaBrina in mein Büro marschiert kommen und mich beschuldigen, meine Trauer als Vorwand zu benutzen, um meine Arbeit auf meinen Assistenten abzuschieben, und ich werde ihr nichts entgegensetzen können. Weil es auf verdrehte Weise

wahr ist. Einmal mehr hat die Trauer mir etwas Unersetzbares gestohlen.

Ich brauche dringend Bewegung und trete aus der Nische zurück auf den Flur.

Chip folgt mir mit schnellen Schritten. »Okay, ich schlage vor, dass wir uns ein paar Sandwichs von *Luigi's* holen und dann einen Plan schmieden – mir ist schon ganz flau im Magen und du bekommst vor lauter Hunger langsam schlechte Laune.«

»Chip, du hörst mir nicht zu. Es gibt keine Pläne, die wir zwei zusammen schmieden könnten. Das Ganze ist mein Problem und nur ich kann es lösen.«

»Aber ...«

Mit einem Kopfschütteln schneide ich ihm das Wort ab. »Nichts aber! Noch mal: Danke für alles, was du für mich getan hast, aber von jetzt an ist es besser, wenn du mich allein weitermachen lässt. Ich werde schon mit SaBrina fertig.«

Chips Blick ist voller Zweifel, doch er hat keine Ahnung, wie oft SaBrina schon versucht hat, mich über den möglichen Verbleib von *The Fate of Kings* auszufragen. Wie dreist sie von mir verlangt hat, unseren Computerspezialisten Ceces Laptop auszuhandigen, damit sie die Festplatte durchsuchen können. Oder wie hinterhältig sie in unsere arbeitsbezogenen Gespräche scheinbar unverfängliche Fragen hat einfließen lassen, durch die sie herausfinden wollte, in welcher Beziehung ich zu den Campbells stehe. Und wieso gerade ich eine der beiden Personen bin, die für die Rechte an Ceces geistigem Eigentum verantwortlich sind. Mir ist schleierhaft, wie SaBrina überhaupt an diese Information kommen konnte.

»Los, Chip, jetzt geh schon und hol dir deine Sandwichs!« Wir sind endlich an meiner Bürotür angekommen und das Lächeln, zu dem ich mich jetzt zwingen dürfte ziemlich jämmerlich wirken. »Wenn du dich beeilst, bleibt dir noch Zeit, eine Hose zu kaufen, und du kannst Chelsea doch heute noch um ein Date bitten.« Ich erwähne extra ihren Namen, denn es ist wichtig, dass er jetzt ver-

schwindet. Ich kann keinen klaren Gedanken fassen, solange er mich so ansieht, als ob ich bereits gefeuert wäre.

»Na gut«, meint er. »Ich gehe, aber ich bleibe dabei, dass du einen Fehler machst, wenn du SaBrina von deinen Konzentrationschwierigkeiten erzählst. Es muss einen anderen Weg geben.«

Er entfernt sich von mir, ohne sich noch einmal umzudrehen, und ich schaue ihm nach, bis er den Aufzug erreicht. Vielleicht hat er ja recht. Wenn mir noch ein paar Minuten Zeit zum Nachdenken bleiben, dann finde ich vielleicht tatsächlich einen Weg, wie ich meinen Job behalten kann, ohne Chip weiter mit reinzuziehen. Ich beiße mir auf die Unterlippe und greife nach der Türklinke. Meine Gedanken fokussieren sich auf den einsamen Proteinriegel ganz hinten in meiner Schreibtischschublade. Kann gut sein, dass Chip auch recht hatte, was meinen Hunger betrifft. Also genehmige ich mir erst was zu essen und arbeite dann an meiner Strategie.

Ich öffne die Tür und pralle zurück. Als mein Blick auf den breitschultrigen Mann fällt, der am Fenster meines Büros steht und hinausblickt, ist es, als ob ein elektrischer Schlag durch meine Sinne fährt. Für einen Sekundenbruchteil tritt alles andere in den Hintergrund und eine wilde Hoffnung bricht sich Bahn, die doch fast genauso wehtut wie der Schmerz, an dessen Stelle sie doch treten sollte. Instinktiv zieht mich alles zu Joel hin, sehne ich mich nach dem Wiedervereintsein, das ich nie zugelassen habe. Doch sobald er mir das Gesicht zuwendet, fällt mir alles wieder ein. Die Orte und Stunden, zu denen ich mich so oft zurückgeträumt habe, gibt es nicht mehr. Und doch steht die Vergangenheit, vor der ich geflohen bin, hier vor mir, um die tausenddreihundertsechzig Kilometer weit weg von ihrem Bestimmungsort und um Jahre zu spät.

Für einen Moment, der mir wie eine Ewigkeit vorkommt, spricht niemand von uns ein Wort und mein Gedächtnis hat Zeit, Erinnerungen an meine letzte Begegnung mit Joel Campbell heraufzuholen: Wir befinden uns im Gemeindesaal

der *Lighthouse Community Fellowship*, Joel sitzt in der ersten Reihe, es ist Ceces Beerdigung und die langbeinige Rothaarige neben ihm fummelt an der leuchtend gelben Ringelblume herum, die an seinem Revers steckt. Ich habe zwei Reihen hinter ihnen im Nicht-ganz-Familie-aber-mehr-als-nur-Freundeskreis-Bereich Platz genommen. Diese Bezeichnung trifft den Status zwischen allen Stühlen wohl am besten, den ich immer hatte als Captain Hals Tochter und Joels ... nun ja, was auch immer wir füreinander waren.

Obwohl seine Haltung so aufrecht ist wie eh und je, entgeht mir nicht, dass eine gewisse Müdigkeit auf seine Schultern zu drücken scheint. Wie von einem feinen Pinsel gezogene hellgraue Linien laufen durch seine dichten zimtbraunen Locken. Es ist der gleiche Silberglanz, der auch seinem Vater schon mit Mitte dreißig ein vornehmes Aussehen verliehen hat. Joels Figur ist nicht mehr ganz so athletisch wie in seiner Jugend und die Poloshirts und ausgewaschenen Jeans von damals hat er durch Button-Down-Hemd und Buntfaltenhose ersetzt. Nur eines hat sich kein bisschen verändert: Da ist immer noch dieser eindringliche, einfühlsame Blick, der sich in meine Augen senkt und mich fast bewegungsunfähig macht.

»Es tut mir leid, Ingrid«, ist alles, was Joel hervorbringt, bevor ich verzweifelt nach einem Halt suche – an der Tür, einer Wand, irgendwas, das mich aufrecht hält, während meine mühsam wiederaufgebaute Welt erneut in sich zusammenstürzt.

Sofort keimt Sorge um Ceces Mom in mir auf. »Geht es um Wendy? Ist ihr etwas passiert?«

»Nein, nein.« Er schüttelt entschuldigend den Kopf und merkt wohl erst jetzt, dass er diese Unterhaltung auf dieselbe Weise begonnen hat wie die zu Beginn der beiden schwärzesten Tage meines Lebens. »Tante Wendy ist ... Es geht ihr gut. Uns allen geht es gut.« Er macht wieder eine Pause und ich frage mich, ob er *gut* mittlerweile genauso flexibel definiert wie ich. So relativ. »Ich wollte mich nur dafür entschuldigen, dass ich so

unangemeldet hier reinplatze. Schlechte Nachrichten habe ich nicht dabei.«

Während mein Adrenalinpiegel langsam sinkt, wird mir schnell klar, was mich an dieser Situation besonders irritiert. Wie ist er ...?

»Ich habe der Empfangsdame nur gesagt, ich wolle dich besuchen.«

Er scheint meinen Blick zur Tür bemerkt zu haben.

»Und sie hat dich einfach so hier reingelassen?« Dabei kenne ich die geradezu hypnotische Ausstrahlung von Joel Campbell viel zu gut, als dass ich ihr ernsthaft böse sein könnte.

»Nun, ich habe darauf verzichtet, ihr zu widersprechen, als sie die Annahme äußerte, wir hätten uns zum Mittagessen verabredet.« Er unterbricht sich, um Atem zu holen, während ich meinen anhalte, als er fortfährt: »Doch auch wenn sie mich nicht in dein Büro gelassen hätte – ich war darauf eingestellt, irgendwo auf dich zu warten, egal wie lange es gedauert hätte.«

Es kostet mich einige Mühe, das unsichtbare Band zu kappen, das unsere Blicke verknüpft, und ich bin mir nicht sicher, wie lange meine Beine mich noch tragen, wenn ich weiterhin hier herumstehe. Also verschanze ich mich hinter meinem Schreibtisch und lasse meine Tür bewusst offen stehen. Mit Joel zusammen in einem geschlossenen Raum – das würde eine Vertrautheit schaffen, die ich mir nicht erlauben kann. In echter Campbell-Manier setzt er sich erst auf den Stuhl mir gegenüber, nachdem ich Platz genommen habe.

»Ein Anruf wäre viel weniger umständlich gewesen als ein Flug hierher«, gebe ich mit einer entwaffnenden Offenheit zu bedenken, die uns, glaube ich, beide überrascht.

»Diese Angelegenheit geht weit über ein Telefonat hinaus.« Er beugt sich vor und holt einen hellbraunen, leicht verknitterten Umschlag aus der Aktentasche, die er vor sich auf dem Boden abgestellt hat. Statt ihn mir zu überreichen, drückt er ihn in einer so beschützenden Geste an seine Brust, dass sich mein Puls erneut beschleunigt.

»Nach dem Schlaganfall seines Großvaters im vergangenen Herbst hat, wie du weißt, Marshall Evans Ceces Nachlassverwaltung übernommen.«

Lloyd Evans, der frühere Familienanwalt der Campbells – ein freundlicher Mann Ende siebzig mit buschigem Schnurrbart und einer eher provinziellen Weltsicht –, hat mich bald nach Ceces Beerdigung angerufen und mich über ein paar erste Verfügungen unterrichtet, die sie testamentarisch festgehalten hat. Nach seinem Schlaganfall hatte ich auch Kontakt mit Marshall. Ich habe ihm den Entschluss mitgeteilt, den ich im Austausch mit seinem Großvater gefasst hatte, und danach bestand kein Gesprächsbedarf mehr.

»Marshall hat den größten Teil des vergangenen Jahres damit verbracht, Lloyds Unterlagen zu sichten und die Klienten in seine eigene Anwaltspraxis zu übernehmen«, fährt Joel fort. »Das war ziemlich mühselig, da der alte Herr seine Arbeit hauptsächlich hierüber organisiert hat.« Er tippt an seine Stirn. »Marshall hat allen Grund, davon auszugehen, dass Lloyd Ceces Unterlagen in seinem Archiv aufbewahrt. Gestern allerdings hat er mich in sein Büro gebeten, um mir etwas zu übergeben, das er in einem alten Aktenschränkchen gefunden hat. Etwas, das uns Lloyd eigentlich schon ein Vierteljahr nach Ceces Tod aushändigen sollte.« Er hält mir einen Umschlag hin, der nun wie eine Brücke zwischen uns beiden in der Luft zu hängen scheint. »Das hier.«

»Was ist das?« Meine Stimme ist genauso zittrig wie mein Atem.

In dem Moment, in dem ich danach greifen will, fällt mein Blick auf den roten Schriftzug, der auf die Rückseite gestempelt ist, und ich ziehe meine Hand zurück. *Vertraulich*.

Obwohl es Ceces ausdrücklicher Wunsch war, dass Joel und ich die Rechte an ihrem geistigen Eigentum erben sollen, habe ich es abgelehnt. Ich bin keine Campbell. Und werde auch nie eine Campbell sein. Egal, welche geschäftlichen Entscheidungen getroffen werden müssen – Joel ist mehr als kompetent, diese allein zu treffen.

»Ich habe Marshall doch schon mitgeteilt, dass ich nicht bereit bin, Dokumente, die ihr Erbe betreffen, zu ...«

»Mach ihn auf.«

Ich werfe ihm einen misstrauischen Blick zu. »Es tut mir ja leid, dass du diesen Flug umsonst unternommen hast, aber wie ich schon sagte ...«

»Öffne ihn einfach, Indy. Bitte!«

Dass er mich mit meinem Spitznamen anspricht, fühlt sich an, als ob er einen Riegel in meiner Brust sprengt. Trotz meines inneren Widerstands nehme ich ihm den Umschlag ab und wende ihn in meiner Hand hin und her. Ich entferne die golden schimmernde Musterklammer und fördere ein weiteres Kuvert zutage. Hier fehlt der Stempel des Anwalts. Stattdessen klebt auf der Vorderseite ein Zettel mit einer Notiz. Die Handschrift ist mir so vertraut wie meine eigene: *Im Falle meines Todes bitte ich, meinen vorangegangenen Anweisungen entsprechend, diesen Brief an Joel Campbell und Ingrid Erikson zu übergeben.*

Ich bin fassungslos angesichts der Grausamkeit dieses üblen Streichs und spüre, wie Panik in mir hochsteigt und mir die Kehle abschnürt. »Was soll das, Joel? Hör auf, deine Spielchen mit mir zu spielen! Du sagst mir jetzt sofort, was es damit auf sich hat.«

»Ich habe keine Ahnung, um was es hier geht«, gibt er ruhig zurück. »Der Brief ist noch verschlossen. Es ist nicht meine Art, in deiner Abwesenheit ein Schreiben zu öffnen, das Cece an uns beide gerichtet hat.«

Das erklärt, warum er hergeflogen ist. Er weiß, dass er nicht weniger als die Unterstützung des Allerhöchsten bräuchte, um mich in ein Flugzeug zu kriegen, das in den Norden der USA fliegt.

Wieder und wieder fahre ich mit dem Zeigefinger über die scharfe Kante des Umschlags, als ob ich mir davon Aufschluss über seinen Inhalt erhoffe.

Ich sehe Joel in die Augen und er ermutigt mich mit einem Nicken.

Mein Herz schlägt mir bis zum Hals, als ich mit zusammengepressten Lippen meinen Brieföffner zur Hand nehme. Es dürfte eines der letzten Schriftstücke sein, die die Frau, die seit Kindertagen meine beste Freundin war, in den Händen gehalten hat, bevor sie auf dem Operationstisch gestorben ist.

Das Öffnen dauert seine Zeit, weil ich das dünne Briefpapier so behutsam wie möglich aus dem Kuvert ziehe. Während ich das Schreiben entfalte, halte ich den Atem an. Dann starre ich auf die Schrift – auf die doppelte Schlinge, in die Cece ihr G und ihr Y gelegt hat, und auf die süßen Striche, mit denen sie das I gekrönt hat, sodass es aussieht, als lächle es. Ihre Buchstaben neigen sich weit nach rechts, als ob sie drauf und dran wären, im nächsten Moment über den Papierrand hinaus in die Freiheit zu marschieren.

»Würde es dir etwas ausmachen, ihn laut zu lesen?«

»Entschuldige.« Ich räuspere mich. »Ich habe noch nicht gelesen. Ich habe nur ...« Unwillkürlich schüttle ich den Kopf, als mir bewusst wird, dass ich ihm keine Erklärung schulde. Ich schulde Joel gar nichts mehr.

Nach einem letzten intensiven Blick schiebe ich ihm den Brief zu. »Du bist derjenige, der das lesen sollte. Du gehörst zu ihrer Familie.«

Ohne mit der Wimper zu zucken, nimmt er ihn zurück und liest ihn mir vor: »Joel und Indy, wenn ihr diesen Brief lest, haben wir alle einen gewaltigen Schreck hinter uns. Wobei ich mich danach auf goldenen Straßen wiedergefunden habe, die mich zu Schätzen führen, weit wertvoller als alles, was meine geliebten Piratenfreunde jemals finden konnten. Es tut mir so leid, dass ich euch keine Bilder schicken kann. So wie es mir auch leidtut, dass ich nicht noch ein bisschen länger bei euch sein konnte. Ich wäre gern geblieben.

Ihr fragt euch sicher schon, was es mit diesem Brief auf sich hat und warum ich Lloyd gebeten habe, ihn erst drei Monate nach meiner himmlischen Einweihungsparty an euch zu überreichen.

Ich verspreche, dass ich gleich darauf zurückkomme, zuerst liegt mir aber noch etwas anderes auf dem Herzen.

Der Verlust eines geliebten Menschen stand immer ganz oben auf der Liste meiner schlimmsten Ängste. Vielleicht, weil meine einzige Verlusterfahrung mit einem Vater zu tun hat, der davongelaufen ist und die Tränen, die ich als Mädchen um ihn geweint habe, nicht wert war. Doch wenn ich heute meine Augen schließe und mir vorstelle, ich hätte die wichtigsten Momente meines Lebens nicht mit euch beiden teilen können, dann brennt sich ein Schmerz in meine Brust, den ich kaum ertragen kann. Gleichzeitig weiß ich, dass ihr nun mit dieser Art von Schmerz leben müsst, dem ins Gesicht zu sehen mir in der Welt außerhalb meiner Romane unendlich schwergefallen wäre. Und das tut mir am meisten leid.

Im Lauf der Jahre habe ich nie die Hoffnung aufgegeben, dass ihr zwei wieder zueinanderfinden könntet – oder dass wir drei eines Tages wieder so fest vereint wären, als ob wir nie getrennte Wege eingeschlagen hätten. Nachdem mein Arzt mich auf die Risiken hingewiesen hat, die mit dem Versuch, meinen Gehirntumor zu entfernen, verbunden sind, setze ich jetzt klare Prioritäten, während mein Handlungsspielraum immer weiter schrumpft. Es gibt Dinge, die zu erledigen ich mir schon vor langer Zeit geschworen habe. Nun bleibt mir nur noch das Jetzt.

Irgendwo habe ich gelesen, dass man in den ersten zwölf Monaten nach einem Trauerfall keine weitreichenden Entscheidungen treffen sollte. Ich sollte euch aber nicht ein Jahr lang auf etwas warten lassen, das ich euch schon längst hätte geben können. In der Hoffnung, dass ihr bereit seid, euch mit etwas beschenken zu lassen, das ich für euch zur Seite gelegt habe, bitte ich Lloyd, euch diesen Brief persönlich zu übergeben. Bei besagtem Geschenk handelt es sich um etwas, das nicht Bestandteil meines Nachlasses ist. Etwas, das weit über die Bedeutung meiner Worte in diesem Brief hinausgeht.

Darum bitte ich euch, eure Meinungsverschiedenheiten beizu-

legen und ein Päckchen entgegenzunehmen, das ich der Obhut meines Anwalts anvertraut habe. Lloyd wird euch bei dieser Gelegenheit alles Weitere erklären. Ich hab euch lieb. Eure Cece.«

Joel lässt den Brief in seinen Schoß sinken. Ich glaube seine Hände beben zu sehen. Als unsere Blicke sich treffen, bringt wieder keiner von uns einen Ton heraus. Ich habe keine Ahnung, wie ich das verarbeiten soll, was ich gerade gehört habe. Klar ist nur, dass es mir kaum gelingen wird, solange Joel bei mir ist.

Eine plötzliche Unruhe überkommt mich, ich springe auf und laufe an meinem Fenster auf und ab, unter dem die Hinterhöfe eines Fast-Food-Restaurants und zweier Bäckereien liegen. Mein Büro kann man beim besten Willen nicht geräumig nennen. Immerhin bietet es neben einem Bücherregal, das bis zur Decke reicht, und meinem Eckschreibtisch genug Platz für das Fitnessbike, das mir von Dr. Rogers als Teil meiner Therapie verschrieben wurde und nicht in meine kleine Einzimmerwohnung passt. Wäre es nicht auf seiner Halterung festmontiert, würde ich es jetzt am liebsten besteigen und davonfahren – weit, weit weg von hier.

»Sieben Monate«, murle ich und versuche nachzuvollziehen, was das bedeutet. »Dieser Brief lag über ein halbes Jahr lang in einem staubigen Aktenschrank herum?«

Zugegebenermaßen wirkt Joel nicht weniger verwirrt als ich. »Sieht so aus.«

»Das ist doch verrückt«, stöhne ich. »Man hinterlegt doch nicht einfach so ein geheimnisvolles Päckchen für seine Freunde, bevor man ...« Ich spreche den Satz nicht zu Ende.

»Man? Sicher nicht. Doch Cece hat sich nie um das geschert, was *man* tut«, gibt Joel zu bedenken. »Es ist absolut typisch für sie.«

Ich hasse die Präzision, mit der seine Bemerkung mal wieder ins Schwarze trifft, doch Joel kannte seine Cousine so gut wie ich.

»Kommenden Samstag wäre sie ...« Joel verstummt, schluckt, setzt erneut an: »... wäre sie siebenundzwanzig geworden.«

Ein Datum, das ich aus meinem Gedächtnis zu löschen versucht habe, da es am Samstag auch genau zehn Monate her ist, dass Joel mich anrief, weil Ceces Operation missglückt war.

»Meine Eltern geben an diesem Abend ihr zu Ehren eine Feier.«

Ich brauche nur wenig Fantasie, um mir vorzustellen, wie die Campbells ihre verstorbene Nichte ehren werden. Die Feste, die in ihrem Hotel stattfanden, waren stets unvergessliche Ereignisse; ob nun die Abendgesellschaften zum Ende des Sommers, die vornehmen Dinnerpartys am Pier oder die nächtlichen Picknicks mit Dutzenden Tischen am Ufer der Bucht, an denen sich die Großfamilie im Schein der Lampions versammelte.

»Es kommen nur geladene Gäste – Freunde und Familienangehörige.« Joel steht auf, steckt seine Hände in die Hosentaschen und sieht mir zu, wie ich auf und ab tigere. »Sie würden auch dich gern sehen, Indy. Wir alle würden das.« Ohne seinen Blick von mir abzuwenden, fügt er hinzu: »Ich weiß, wir hätten den Brief nach Ceces Plan schon vor einer Weile lesen müssen, doch so wie es jetzt gelaufen ist ... Ich sehe darin mehr als einen Zufall. Ihr war es immer wichtiger, zu ihrem Geburtstag andere zu beschenken, als selbst Geschenke zu bekommen.«

Es kostet mich einige Mühe, die Flut von Erinnerungen einzudämmen, die Joels Worte in mir ausgelöst haben. Ich kann kaum glauben, dass er fest damit rechnet, dass ich nach Port Townsend zurückkehren werde – um eines Päckchens willen, von dessen Existenz bis heute niemand von uns wusste. Anscheinend glaubt er, dass Ceces Bitte ausreicht, mich all das andere vergessen zu lassen, wofür der Ort auch steht. Weil Cece offensichtlich von einem schlechten Gewissen geplagt wurde vor dem Eingriff, dessen Ausgang völlig offen war. Doch zwischen Joel und mir steht nicht nur *ein* tragischer Todesfall. Während er für den Ausgang der Operation seiner Cousine nichts konnte, so wird er doch für immer der Letzte bleiben, der meinen Vater lebend gesehen hat. Der mit ihm gesprochen hat, bevor Dad das Boot der Campbells

betrat und dann draußen auf dem Wasser starb – allein. Ich habe Joel vertraut, als er mir das Versprechen gab, ein Auge auf den Mann zu haben, der alles war, was ich an Familie hatte. Es verfolgt mich genauso wie der Schmerz, der in mir gebrannt hat, als ich ihn vor fünf Jahren auf dem Bootssteg stehen gelassen habe und weggegangen bin.

»Leider«, sage ich mit aller Entschlossenheit, die ich aufbringen kann, und ohne ihn anzuschauen, »werde ich es dieses Wochenende nicht schaffen. Hier im Verlag herrscht zurzeit Hochbetrieb und ich verbringe den größten Teil meiner Zeit im Büro. Bitte entschuldige mich bei deiner Familie.« Bei diesen Worten versuche ich, nicht an Wendy zu denken.

»Ceces Wunsch war es, dass wir das Päckchen gemeinsam abholen, Ingrid.«

»Ich weiß, aber ich sehe keinen Sinn darin, dass wir beide anwesend sein sollen. Ich traue Marshall durchaus zu, dass er es dir ordnungsgemäß übergibt und mich danach über den Inhalt informiert.« Kurz entschlossen trete ich an meinen Schreibtisch und nehme einen Stift zur Hand. »Ich schreibe dir gerne eine Vollmacht.« Mit zittrigen Fingern kritzle ich auf meinen Notizblock: *Ich, Ingrid Erikson, bevollmächtige Joel Campbell, das Päckchen entgegenzunehmen, das Cecelia Campbell an uns beide adressiert hat.* Dann füge ich das Datum hinzu, setze meinen Namen darunter und reiße den Zettel ab. »Richte Marshall aus, dass er mich gerne kontaktieren kann, wenn er noch etwas braucht.« Mit diesen Worten halte ich Joel das Schriftstück hin, doch er denkt nicht daran zuzugreifen.

»Das ist nicht das, was sie wollte.«

Am liebsten würde ich ihm jetzt etwas an den Kopf werfen wie: *Dir ist schon klar, dass keiner von uns das bekommen hat, was er wollte!* Stattdessen seufze ich. »Wie schon gesagt, ich kann jetzt nicht hier weg.«

Sein Kiefer mahlt. »Du willst mir erzählen, es wäre dir nicht möglich, ein Wochenende freizuschaukeln, um den letzten

Wunsch deiner besten Freundin zu erfüllen und an einem Geburtstagsessen teilzunehmen? Vielleicht habe ich ja was falsch verstanden, aber in meinen Augen wäre das nicht zu viel verlangt von einer Frau, die so gut mit meiner Cousine befreundet war wie keine andere.«

Sein Vorwurf durchschlägt bei mir mit voller Wucht das Narbengewebe, das alte Wunden überzogen hat, und legt Verletzungen frei, über die ich jahrelang meine schützende Hand gehalten habe. Mir wird heiß vor Zorn und ich kneife die Augen zusammen. »Ich denke nicht, dass es dir zusteht zu beurteilen, wie ich dem Wunsch einer Freundin nachzukommen habe, ob es nun der letzte ist oder irgendein anderer.«

Ein Schatten huscht über Joels Züge. Ich beiße die Zähne zusammen und widerstehe der Versuchung, meine Worte zurückzunehmen. Dieser Autopilot ist wieder angesprungen, der uns schon lange vor diesem ungeplanten Besuch gesteuert hat. Ich weiß, dass er sich nicht abschalten lässt, und spüre, wie mich alles zu Joel hinziehen will. Dabei hätte ich schwören können, dieses Gefühl aus meinem Leben verbannt zu haben.

Als Joels Blick von meinen Augen zu meinem Mund wandert und weiter abwärts, bis er dort auf meiner Bluse ruht, wo sich das Tattoo verbirgt, vergesse ich beinahe zu atmen.

»Steht da nicht genug zwischen uns, was wir zu bereuen haben, Indy? Bitte lass es nicht noch mehr werden.«

Seine Frage erschüttert mich und schnürt mir die Luft ab wie eine Python, die sich um meinen Brustkorb windet.

»Komm heim.«

Meine Kehle wird noch enger, doch bevor ich ersticken kann, klopft jemand gegen den Rahmen der Bürotür.

»Ich hoffe, ich störe nicht?« SaBrina geht auf Joel zu und streckt ihm ihre manikürte Rechte entgegen, als ob sie von ihm einen Kuss auf ihren Siegelring erwartet. »SaBrina Hartley. Ich bin die Programmleitung von Fog Harbor Books.«

»Joel Campbell.« Trotz seiner formvollendeten Höflichkeit

entgeht mir nicht, wie sich seine Augen ganz leicht verengen. »Ich bin ein alter Freund von Ingrid.«

Wie bei einem Unglück, das man kommen sieht, erkenne ich den Moment, in dem SaBrina die richtigen Schlüsse zieht.

»Oh, es ist mir eine Ehre, Sie endlich einmal persönlich kennenzulernen, Mr Campbell!« SaBrina wirft mir einen kurzen, scharfen Blick zu, doch gleich darauf hat Joel wieder ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. »Ist Ihre Familie etwa auch in der Stadt? Ich würde die Gelegenheit zu gern nutzen, um –«

»Ich fürchte, ich muss Sie enttäuschen«, fällt er ihr ins Wort und lächelt ungewöhnlich verkrampft. »Ich bin nur gekommen, um etwas Wichtiges mit Ingrid zu besprechen.«

Im folgenden Schweigen scheinen wir alle drei zu überlegen, wie unser jeweiliger nächster Schritt aussehen könnte. Doch da gibt es keine Schritte, die wir drei untereinander abstimmen müssten. Joel hatte nie einen Bezug zu Ceces Arbeit als Schriftstellerin und SaBrina war nie Teil ihres Privatlebens. Es gibt also keinen Grund, warum die beiden sich näher kennenlernen sollten.

Mein Daumen spielt wieder an meinem Ring herum. Ich wende mich Joel zu und sage nervös: »Danke noch mal, dass du dir die Zeit genommen hast, bei mir vorbeizuschauen. Ich möchte nicht, dass du deinen Flug verpasst. Der Verkehr ist hier unberechenbar.«

»Das gilt für das meiste im Leben«, erwidert er und nimmt meine Hand so fest in seine, dass sie aufhört zu zittern, so, als ob zwischen uns noch immer die alte Vertrautheit bestünde. Wie er es unzählige Male getan hat in dem Leben, das wir vor gefühlt tausend Jahren geteilt haben. »Du darfst wissen, dass ich nicht der Einzige bin, der dich vermissen wird, wenn du am Samstag an unserem Tisch fehlst. Auch du warst Familie für sie.«

Er nickt erst SaBrina zu und dann mir, bevor er meine Hand freigibt und mein Büro genauso schnell verlässt, wie ich ihn damals verlassen habe.